

Am 25. Oktober landeten amerikanische Truppen auf Grenada.
ZEIT-Mitarbeiter Josef Joffe hat die Insel in der Karibik besucht.

B525H18

„Die wollen, daß wir hierbleiben“

Die Besatzer sind beliebt, aber was sollen sie mit ihrem Sieg anfangen? / Von Josef Joffe

Im Innenhof von Fort Rupert, zweihundert Meter über dem Hafen der Hauptstadt, spielen die Sieger Basketball. Die vier sind Fallschirmjäger der 82. Luftlande-Division, Amerikas fliegender Schock-Truppe. Keiner ist über 20, alle haben sie längst vergessen, daß sie auf dem Betonboden der Geschichte dribbeln, daß unter dem rostigen Korb der Krieg um Grenada begann.

Vor drei Wochen wurde in dem schmutzigen Karree der Premier der Antillen-Insel mit einem Kopfschuß ermordet. Mit Maurice Bishop starben seine schwangere Lebensgefährtin Jacqueline Creft (die praktischerweise auch das Bildungsressort verwaltete), zwei Kabinettskollegen und zwei Gewerkschaftsführer. „Maurice“, wie ihn jeder Grenadier nennt, starb, weil ihm die „wichtigen Stärken“ fehlten, um „die Partei in eine leninistische zu verwandeln“. So klassenbewußt steht es zumindest im Protokoll des ZK-Plenums der grenadischen Einheitspartei vom 20. September, das die Amerikaner gerade aufgestöbert haben.

Die Wahrheit ist sicherlich schlichter: Es war schließlich nicht Ideologie, die Stalin Trotzki ermorden ließ, sondern der harte Wille zur Vorherrschaft. So dünkte sich auch Bernard Coard, Bishops Vize, als der bessere Sachwalter der grenadischen Revolution. In konspirativer Kleinarbeit brachte er erst das Politbüro des *New Jewel Movement* hinter sich, dann Bishop in den Hausarrest. Sein einziger Fehler war, die Popularität des einstigen Putschisten unterschätzt zu haben.

Am „blutigen Mittwoch“ Mitte Oktober forderte das „falsche Bewußtsein“ des „Kleinbürgertums“ heftig Mitbestimmung. Mordgerüchte schwirrten durch St. George's, eine Stadt mit pastellfarbenen Holzhütten, Schlaglöchern und ewig blühenden Hibiskus-Sträuchern, wie man sie aus den Technicolor-Piraten-Filmen der früheren Hol-

lywood-Jahre kennt. Eine aufgebrachte Masse bahnte sich den Weg in Bishops Haus. Dann zogen Tausende mit ihm in Richtung Marktplatz. Auf dem Weg wurde Bishop ihnen wieder entrisen und nach Fort Rupert verschleppt. Die Menge strömte hinterher – ins Maschinengewehrfeuer der Panzerwagen *made in Russia*.

Über die Zahl der Opfer gibt es noch immer keine verlässlichen Angaben, doch die Begräbnis-Unternehmer von St. George's munkeln von 170: Kurz danach fielen im Innenhof der Festung die Pistolenschüsse, die Bishop und seine Genossen exekutierten und Washington Grund oder Anlaß für die Invasion lieferten. Die Leichen sind längst verschwunden – verscharrt, verbrannt oder im Meer versenkt. Geblieben ist der Dreck des Krieges, der immer und überall gleich ist. Die klebrigen, olivgrünen Konservendosen, die leeresgeschossenen Magazine und der ewig währende Plastikmüll der eisernen Rationen. Auch der Gestank des Krieges, der über der Festung liegt, ist nach jeder Schlacht der gleiche – der Dunst der Fäkalien, den das hastig versprühte Karbol nie verdecken kann.

„Wir haben sie erledigt“, verkündet Vize-Admiral Joseph Metcalf, der Kommandant der amerikanischen Einsatztruppe, im klassischen Landerjargon des Vietnam-Krieges. Sie – das waren etwa 750 kubanische „Gastarbeiter“ und ein Haufen der Revolutionären Volksarmee, dessen genaue Stärke so vage bleibt wie die Zahl der Toten vom „blutigen Mittwoch“.

Operation *Urgent Fury* („Drängende Wut“) begann im seichten Dunkel der kurzlebigen karibischen Morgendämmerung am 25. Oktober. Der Hauptkeil der amerikanischen Luftlande-Attacke zielte auf den halb fertigen Flugplatz von Point Salines, just in Schußweite des Truc-Bluc-Campus, wo ein halbes Tausend amerikanischer Medizinstudenten wohnte. Zwei weitere Landungen si-

Quelle

Datum

cherten den alten Pearls Flughafen und Government House, den diskret versteckten Kolonialpalast des Gouverneurs Ihrer Britannischen Majestät, Sir Paul Scoon.

Zwei Tage später war der Krieg vorbei, die Insel in der Hand von fünftausend Fallschirmjägern der 82. Division, fünfhundert Rangers und fünfhundert Ledernacken von der Marine-Infanterie. Es war kein Krieg, aus dem sich patriotische Schulbuchlegenden stricken lassen.

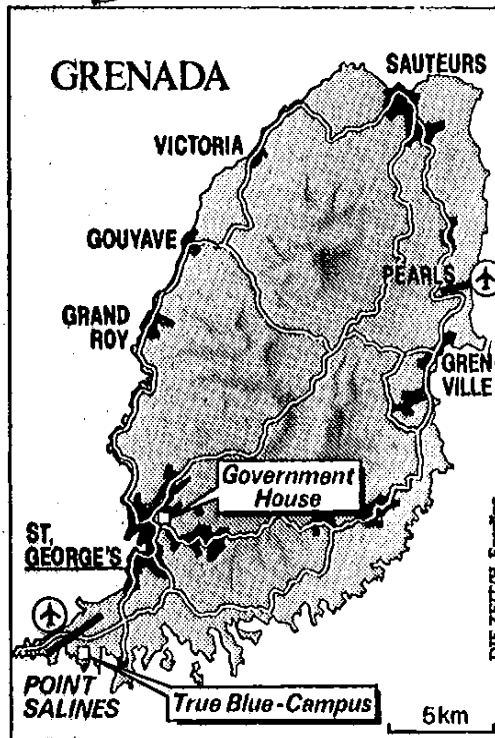
Die heftigsten Kämpfe – um Point Salines, den Ronald Reagan zu Beginn des Kampfes als künftigen Stützpunkt des kubanischen Karibik-Imperialismus ausgemacht hatte – wurden pünktlich zum Frühstück des ersten Angriffstages beendet. Die Kubaner hatten strikte Order aus Havanna, nur die „Ehre der Kubanischen Revolution“ zu verteidigen; alles andere, so der Tagesbefehl von Fidel Castro, sei die „ausschließliche Verantwortung“ der Putschisten um Bernard Coard und den Ex-Gefängniswärter Hudson Austin, der während der Revolution zum Oberbefehlshaber der Grenada-Armee avanciert war.

Die Rangers des ersten Bataillons landeten im Kugelhagel sowjetischer 12,5- und 14,7-mm-Flak. Nur: Die Kubaner waren für den Kampf gegen die Elite-Troupiers der „82.“ genauso schlecht präpariert wie gegen das mörderische Konterfeuer der C-130-Kampfhubschrauber. „Die konnten noch nicht einmal die Längswand einer Scheune treffen“, berichtete Terry Briskell, ein Offizier der Alpha-Kompanie. Wohl hatten die Kubaner die bereits fertiggestellte Landebahn mit Baumaschinen blockiert; freilich waren sie rücksichtsvoll genug, die Zündschlüssel stecken zu lassen. Die Paras der ersten Angriffswelle fuhren sie im Licht des anbrechenden Tages beiseite; dann landeten die schweren Truppentransporter mit dem Gros der Invasoren.

Von den Grenadiern läßt sich wenig Rühmliches berichten. „Die sind einfach abgeklemmt“, erinnert sich ein Oberst der Ledernacken. In der Tat ist die Kampfstärke der Revolutionären Volksarmee allenfalls an den zurückgelassenen Uniformteilen zu ermesen. Zum Beispiel in Fort Frederick, wo zweihundert Meter weiter noch heute Arbeiter mit Mundschutzmasken bei 35 Grad Hitze in den Ruinen der versehentlich bombardierten Heilanstalt nach Leichen der Psychiatric-Patienten suchen.

Die Baracken-Böden sind mit grünen Uniformen, abgewetzten Lederkoppeln und den gebogenen Magazinen von Kalaschnikoff-Sturmgewehren übersät. Die Magazine sind noch voll. Die Verteidiger der Grenadischen Revolution haben offensichtlich ihre Uniformen abgestreift, bevor sie zwischen den Palmen und Bananenstauden verschwanden.

In den Baracken von Fort Frederick zeigt sich auch, daß die Arbeiter aus Kuba nicht bloß brüderliche Hilfe beim Bau des neuen Flughafens ge-



B525H19

● Fortsetzung von Seite 9

leistet haben. Zwischen den Munitionskisten und den verwaschenen Uniformstücken liegen die reichlichen Überbleibsel sozialistischer Gesinnungshilfe: „Dokumente und Resolutionen des 26. Parteitages der KPdSU“, Reden von L. Breschnew und N. A. Tichonow in englischer Übersetzung, Lenins „Über den Idealismus“. Neben einem nagelneuen Tastentelephon liegt das Tagebuch eines jungen grenadischen Eleven: „Wer bin ich? Ich bin ein begeisterter und klassenbewußter Soldat der Revolution. Ein Sohn der Arbeiterklasse, der sein Leben den Prinzipien des N. J. M. (New Jewel Movement, der sozialistischen Partei von Maurice Bishop) gewidmet hat, der wahren und einzigen Avantgarde.“

Es zeigt sich auch, daß die kubanischen Kader mit knappen Mitteln arbeiten mußten. Unter dem Gerümpel liegt das hellblaue Schulheft eines revolutionären Zögling namens George Gait. Titel: „Enemy Army“. Erste Lektion: „Organisation, Bewaffnung und Taktik der US-Armee.“ Die Kladda hat eine weite Reise hinter sich. Sie trägt die gedruckte portugiesische Aufschrift: „Grundausbildung/Bildungsministerium/Volksrepublik Angola.“ Wer den Imperialismus rund um den Globus bekämpft, kann offensichtlich auf das Recycling nicht verzichten. Ihre Dienstwagen haben die Kubaner bereits an einen schnell zufassenden Geschäftsmann verkauft; sie verhandeln aber noch verbissen über den Rücktransport der Baumaschinen vom Point-Salines-Flughafen.

Anderere Dokumente lassen indes vermuten, daß Washington allzu hastig urteilte, als es den Coup von Coard, Austin & Co. als Machenschaft der Kubaner verdammt. Noch nie wurden zwischen brüderlich verbundenen Genossen so schneidend kalte Episteln ausgetauscht wie zwischen dem ku-

Quelle

Datum

banischen Botschafts-Bungalow im exklusiven Villenviertel hoch über St. George's und dem neuen Militärarrat unten in der Stadt. Zum Beispiel am 20. Oktober, einen Tag nach der Hinrichtung von Maurice Bishop: „Unsere politischen Beziehungen zu der neuen Führung in Grenada müssen einer tiefgreifenden und ernsten Analyse unterworfen werden... Kein Verbrechen darf hier im Namen der Revolution begangen werden.“

Oder am 22. Oktober, drei Tage vor der amerikanischen Invasion: „Die Entsendung von Verstärkungseinheiten ist unmöglich und undenkbar... Die unglückseligen Entwicklungen, die in Grenada eingetreten sind, machen es vor unserem eigenen Volk und der gesamten Welt moralisch unmöglich, ein sinnloses Opfer in Form solcher Entlastungstruppen zu bringen... Sollte die Invasion dennoch stattfinden, ist es Eure Pflicht, im Kampf zu sterben.“

Vor der kubanischen Botschaft prangt der unvermeidliche Hibiskus, tiefrot und lila. Jenseits der Schlaglöcher auf der anderen Straßenseite liegen drei amerikanische Ranger im Gras, neben einem Jeep mit aufgepflanztem M-60-Maschinengewehr. Zwei halbwüchsige Grenadier verschlingen, an den Jeep gelehnt, Würstchen und Bohnen aus US-Army-Dosen. Das gesamte Areal ist von der „82.“ umstellt. Niemand darf in die Botschaft hinein, niemand darf heraus. „Auf Befehl des Oberkommandierenden und der amerikanischen Botschaft“, erklärt der Oberfeldwebel im Gras und stellt damit ungewollt die realen Herrschaftsverhältnisse auf der Muskatnuß-Insel klar: „Die dürfen bloß raus zum Einkaufen, und dann nur unter Militäreskorte.“

Es entspinnt sich ein freundlicher Nachbartschaftsplausch über den Gartenzaun hinweg. Gail Torres Rizo, die Frau des Botschafters, ist eine gebürtige Amerikanerin, die ihren Mann bei einer bewußtseinshebenden Zuckerrohrernte in Kuba kennengelernt hat. „Der Mord an Bishop war ein erschreckender Akt. Wir hatten keine Ahnung, was sich im ZK der grenadischen Partei zusammenbraute. Wir haben dieser Bande jegliche Militärhilfe verweigert.“ Warum die Kubaner dann überhaupt gekämpft haben? „Unsere Befehle waren eindeutig: Unsere Arbeiter sollten sich der Evakuierung amerikanischer Medizinstudenten nicht in den Weg stellen. Sie sollten nur kämpfen, falls ihr Lager angegriffen wurde. Außerdem hatten wir ohnehin nur ein paar leichte Waffen, die Bishop uns zur Selbstverteidigung zugeteilt hatte.“

Als der Sergeant auf der anderen Straßenseite diese Lesart hört, antwortet er mit einem langgezogenen „Shit! Am Flughafen haben sie doch gar nicht erst gewartet, bis wir runterkamen; obwohl wir aus nur 150 Meter Höhe abgesprungen sind – das sind zwölf Sekunden bis zum Aufprall –, hatte ich Schußlöcher in meinem Fallschirm.“ Und die DDR-Deutschen auf der Insel? „Die sahen mir nicht wie Ärzte und Ausbilder aus. Ich kenne Deutschland, ich war in Fulda stationiert. Die Ostdeutschen hatten kistenweise AKs (AK-47, das Spandau-Ostblock-Sturmgewehr) und Munition bei sich.“

Hatte Ronald Reagan also recht? War Grenada eine „sowjetisch-kubanische Kolonie, die zu einer großangelegten Militärbastion ausgebaut werden sollte, um den Terror zu exportieren und die De-

mokratie zu unterminieren“? Waren die Amerikaner tatsächlich „in der letzten Minute gelandet“?

Grenada war kein karibischer Brückenkopf des realen Sozialismus; es war aber auch kein Pfadfinderlager unter Palmen, Bananen und Papayas. Auf der 110 000-Einwohner-Insel, die für ein Drittel der weltweiten Muskatnuß-Ernte gut ist, wurden laut amerikanischen Angaben bislang fünf Millionen Schuß Munition gefunden, zum Teil säuberlich in kyrillisch beschrifteten Kisten verpackt. Laut einem geheimen Militärhilfe-Abkommen mit der Sowjetunion, datiert vom 9. Februar 1981, das gerade in Washington veröffentlicht wurde, hatte sich Moskau verpflichtet, bis Ende 1983 unter anderem folgendes gratis zu liefern: 1,3 Millionen Schuß 7,62-mm-Munition, 12 600 komplette Uniformen und zehn BTR-60-Panzerspähwagen. Ein weiteres Abkommen, datiert vom 27. Juli 1982, sah die Lieferung von 50 gebrauchten Panzerfahr-

zeugen vor. Zum Vergleich: der 2,3-Millionen-Staat Jamaika hat ein Heer von 1700 Mann.

Seit der Normandie-Landung im Juni 1944 ist noch kein Invasions-Heer so begeistert empfangen worden wie die Ledernacken und die 82. Luftlande-Division der Amerikaner. An den abbröckelnden Häuserwänden von St. George's signalisieren frischgemalte Parolen die anonyme Stimmung der Bevölkerung: „God Bless America.“ Kinder schlagen den Soldaten Kokosnüsse von den Palmen, Mütter bringen warmes Essen.

„Pro san de Leit“, berichtet Rudolf Hoschtialik, der steiermärkische Besitzer von „Rudolf's“, einer Bar am Hafen, wo neben Bernard Coard auch die Emissäre aus der DDR regelmäßig zum „Carib Lager“-Bier und Wiener Schnitzel einkehrten. „Hier gab es Gerüchte, daß schon Lebensmittelkarten für 60 000 Menschen gedruckt worden seien und daß noch weitere tausend Kubaner auf die Insel verlegt würden.“

Vor einer Gruppe amerikanischer Parlamentarier, die im offiziellen Auftrag des Kongresses nach Grenada gekommen waren, gab General-Gouverneur Sir Paul Scoon zu, daß er die Organisation der Ostkaribischen Staaten (OECS) schon am Freitag (vor der Dienstags-Invasion) um Hilfe gebeten hatte. Am folgenden Montag schickte er über einen „befreundeten Botschafter“ zwei schriftliche Hilfsersuchen ab – eines an die Karibik-Staaten, das andere nach Washington.

Bishop Sidney Charles, Oberhirte über 70 000 Katholiken, spricht am Sonntagnachmittag über die Seelenlage seiner Gemeinde: „Die Präsenz der Amerikaner ist uns außerordentlich willkommen. Wir haben darum gebeten, und wir wollen, daß sie solange wie notwendig hierbleiben.“ Inzwischen gibt es auch schon eine Meinungsumfrage mit einem Sample von 304 Grenadiern. 91 Prozent der Befragten begrüßten die Invasion; 80 Prozent hielten die Amerikaner für „höflich und rücksichtsvoll“.

Das immer wiederkehrende Leitmotiv – auf der Straße, in der Kirche, auf dem Land: „Die Amerikaner müssen hierbleiben, sie müssen so lange wie notwendig für unsere Sicherheit sorgen.“ Der De-

B525H20

3

Quelle

Datum B525I01

legationschef Tom Foley, Vorsitzender des Außenpolitischen Ausschusses im amerikanischen Repräsentantenhaus und als Demokrat kein Freund von Ronald Reagan, gibt am Ende der Visite seine Überraschung zu Protokoll: „Ich hatte nie erwartet, daß uns die Bevölkerung derlei positive Gefühle entgegenbringen würde. Die wollen sogar, daß wir hierbleiben – wir, und nicht etwa Truppen aus der Karibik, England, Kanada oder unter dem UN-Banner.“

Ist Grenada ein amerikanisches Afghanistan? Foleys republikanischer Kollege Richard Cheney hat während seines Insel-Aufenthaltes sieben Gründe gefunden, warum der Vergleich böse lahm: „Wir sind vom General-Gouverneur gebetet worden. Er ist keine amerikanische Marionette. Fast die gesamte Bevölkerung will uns hier haben. Wir sind bereits dabei, unsere Truppen kräftig zu verringern. Es gab nur sehr wenige Verluste unter der Zivilbevölkerung. Es wird schon in der nächsten Woche eine Interims-Regierung aufgestellt. Es wird freie Wahlen geben.“

Wer aber soll sich in freien Wahlen zur Wahl stellen? Bis 1979 herrschte eine Rechtsdiktatur unter Sir Eric Gairy, einer bizarren Führerfigur aus einem Graham-Greene-Roman, der den Himmel nächtens nach Ufos ausspähte und das Tropen-Eiland tagsüber von seiner berüchtigten „Mongoose-Bande“ terrorisieren ließ. Auf den wahngelagten Exzentriker Gairy folgte der Putsch des charismatischen Castro-Freundes Maurice Bishop, der zwar jetzt in den Augen der geschockten Bevölkerung im sanften Licht der Verklärung dasteht, zu seinen Lebzeiten aber unbeirrt dafür gesorgt hatte, daß seine Gegner – Politiker, Journalisten, Ex-Genossen – im Gefängnis von Richmond Hill (dort sitzen jetzt die Lenin-Adepten Bernard Coard, seine verhaßte Frau Phyllis und der Ex-Gefängniswärter General Austin) landeten.

Kurzum, es gibt zur Zeit keine politischen Kräfte auf der Postkarten-Insel, welche die demokratische Nachfolge übernehmen könnten. Die Insulaner, fast alle Abkömmlinge von Plantagensklaven, haben sich den Amerikanern willig an den Hals geworfen, und niemand verspürt Lust, seine Finger, geschweige denn seinen Kopf, in den Wind zu heben. Selbst Exil-Politiker wie Francis Alexis, Jura-Professor im 250 Kilometer entfernten Barbados, nimmt sich Zeit mit der Rückkehr in das befreite Land. Er wird erst am 4. Januar aufbrechen. Warum so spät? „Ich habe doch einen langfristigen Vertrag mit der Universität, und dieses Semester muß ich auf jeden Fall noch bei meinen Studenten bleiben.“

Jede Okkupation bringt ihre süße Korruption, und je sanfter die Besetzer, desto klebriger die Verführung. Die Grenadier betrachten die Invasion als eine Art Investition Amerikas, die nun reichlich Zinsen abwerfen muß. „Wir haben die Beziehungen zum Osten abgebrochen, und damit sind nun alle Auslandsgelder versiegt“, ruft ein Geschäftsmann der amerikanischen Kongreß-Delegation im Maryshow-Haus zu. „Wir sind in ihren Händen, und sie müssen das Vakuum auffüllen.“

Es fehlen die kubanischen Ärzte, die ostdeutschen Tiefbau-Ingenieure und die sowjetischen Oberschul-Lehrer. Der berühmte Flughafen von Point Salines, ein *casus belli* für die Amerikaner, aber der Augapfel eines jeden Grenadiers, muß

tertiggestellt werden. (Die Abfertigungshalle steht erst im Rohbau, die Zufahrtsstraße besteht nur aus Schlaglöchern.) Die Jumbo-Piste, welche die Amerikaner für einen Militärstützpunkt hielten, ist aber nicht rentabel, solange es bloß 800 Touristen-Betten auf der ganzen Insel gibt. Mehr Touristen erfordern indes ein neues Wasser- und Abwassernetz, Telephone, Krankenhäuser. Das Handelsdefizit der Antillen-Insel ist halb so groß wie das ganze Brutto-Inlands-Produkt; das Pro-Kopf-Einkommen liegt bei 1300 Mark im Jahr.

Schon werden die Amerikaner erste drei Millionen Dollar spendieren müssen, schon haben Dutzende ihrer Experten die beiden besten Hotels als zahlende Gäste besetzt. Während die Rangers noch in voller Kampfmontur die Berge nach Heckschützen und Waffenlagern absuchen, legen die Kollegen vom Pionier-Corps Hand an das Wasser- und Straßensystem. Und schon sorgt sich der Abgeordnete Tom Foley um die Abnutzung der Gastfreundschaft. „Wenn wir im kommenden Wahlkampf noch hier sind, dann wird unsere Präsenz garantiert zum Streitpunkt in der innenpolitischen Auseinandersetzung. Das sollten wir mit unserem raschen Abzug vermeiden.“

Doch Foley ahnt genauso wie seine dreizehn Kollegen in der Kongreß-Abordnung, daß der Totalabzug der amerikanischen Truppen so rasch nicht kommen wird. „Hier gibt es zu viele Leute, die sich lieber auf die Amerikaner als auf ihre eigenen Kräfte verlassen wollen“, resümiert George Brizan, ein junger Abteilungsleiter im Bildungsministerium. Noch bringen die Kinder den amerikanischen Fallschirmjägern frische Kokosnüsse, noch reibt sich niemand an den endlosen Straßenkontrollen durch die schwerbewaffneten Freunde aus Übersee.

Doch braucht es keinen Hellscher, um die Bruchpunkte dieser Idylle zwischen Besatzern und Besetzten zu erkennen. Alistair Hughes, Herausgeber des *Grenada News Letter*, der am Tage Zwei der Invasion aus dem Gefängnis befreit wurde, weiß, daß seinen Landsleuten – manche haben die Amerikaner gar als „Erlöser“ begrüßt – irgendwann das Lächeln einfrieren wird. „Schnell heißen wir willkommen, wer zu uns kommt; noch schneller mißtrauen wir denen, die zu lange bleiben.“

Politik 9 d